

WIE ES BLEIBT IST ES NICHT
ODER
JEDER STIRBT FÜR SICH ALLEIN

Honecker: Wie war's in Hohenschönhausen?

Brasch: Naja...

Honecker: Hat's reingeregnet.

Brasch: Nein.

Honecker (stolz): Das Dach hab ich gedeckt.

Auf der Fahrt durch Berlin passiere ich oft die Friedrichstraße. Mein Blick wandert vom roten Kreisel über dem Berliner Ensemble zu den Fenstern des ersten Stocks über dem „Ganymed“. Grau sind die Fensterhöhlen, nachts sind die Fenster lichtlos. Brasch wohnt nicht mehr dort. Verlassen seine Aussichtsplattform auf die einstige Nahtstelle zwischen Ost und West, durch die er 1976 die DDR verlassen hatte. Er blickt nicht mehr über die Spree zum Tränenpalast, er steht nicht mehr am Fenster, von dem aus er mit der Kamera Stunden lang zwei Tauben beobachten konnte. Brasch ist nicht mehr da und die lichtlosen Fenster künden von einem Verlust, der anhält, zwei Jahre nach seinem Tod. Kennen gelernt habe ich Brasch in den neunziger Jahren in Berlin, die erste Begegnung allerdings war eine uneigentliche in der thüringischen Provinz *VOR DEN VÄTERN STERBEN DIE SÖHNE* ein zerlesener Band des Rotbuch Verlages, weitergegeben von Hand zu Hand. Wenn man etwas über die DDR wissen will, über ihre Hoffnungen und ihre Verzweiflungen, muss man noch immer dieses Buch lesen. Wir mochten die DDR nie wie sie war, sondern wie sie hätte sein können. Es zeichnete sie eine Qualität aus, deren Verlust zu beschreiben ist Hoffnung auf Änderung oder wie Brasch schrieb: *WIE ES BLEIBT IST ES NICHT*. Die uneingelöste, vielleicht uneinlösbare Zukunftsstruktur des Ostens bestimmte ihren Wert. Braschs Landwechsel löschte die Zukunftsoption, zerdehnte die Gegenwart zu einem schwarzen Loch, in dem er, grauer werdend von Tag zu Tag, verschwand. In dieser endlosen Gegenwart trafen wir uns, flüchtig zunächst, als er aus dem Berliner Westen in seine letzte Wohnung am Schiffbauerdamm gezogen ist, ein Kopfnicken man kannte sich. Irgendwann im „Ganymed“, haben wir uns durch einen der vielen gemeinsamen Bekannten kennen gelernt. Ich war fasziniert von der anarchischen Phantasie, irritiert von den Gesten des Größenwahns, überrascht von seiner Empfindlichkeit. Anders als Heiner Müller sprach Brasch die Sprache meiner Generation, die

Maske der Kälte verdeckte nie Braschs Gesicht. Seine Texte entsprachen meinem Sentiment. Er machte den eigenen Schmerz öffentlich, belustigte sich gleichzeitig darüber, um der Larmoyanz zu entgehen. 1997 kam der Regisseur Klaus Emmerich zu mir, sagte, man müsse etwas für Thomas Brasch tun das Berliner Ensemble solle ihm einen Auftrag für ein Stück geben. Wir beauftragten ihn mit einem Gegenwartsstück zu Berlin: FALLADAH. Bei Gesprächen spuckte er Ideen aus, die zu realisieren den Etat eines Opernhauses gesprengt hätten. Er lieferte pünktlich ein Manuskript, das lustlos Texte aus den 60er Jahren verband. Als ich ihm in einem kurzen Gespräch mitteilte, dass wir diesen Text so nicht spielen werden, war Brasch weder enttäuscht, noch wütend er ging geradewegs zum Geschäftsführer, ließ sich die ausstehende Rate bezahlen. In seinem letzten Sommer sagte er: „Das Stück war eine Unverschämtheit, aber ich brauchte das Geld.“ Braschs letzter Sommer: Alles war wie immer er saß im „Ganymed“, mit dem er verwachsen schien wie der menschliche Oberkörper Chirons (seine Wohnung) mit dem Tierleib. Der Tod seines Bruders Peter traf ihn tiefer, als er gedacht hatte, und merkwürdigerweise der Tod Schleefs, über den er Monate zuvor noch mit Hass gesprochen hatte. Schleef und Brasch, so unterschiedlich sie waren, ähnelten sich in ihrer Sensibilität und der verstörenden Härte, wenn es um das eigene Werk ging. In jenem letzten Sommer besuchte ich ihn der Charité. Sein graues Gesicht, das manchmal unter der Sauerstoffmaske verschwand, erinnerte mich an Brechts Gedicht ALS ICH IM WEISSEN KRANKENZIMMER DER CHARITÉ: „...Schon seit geraumer Zeit / Hatte ich keine Todesfurcht mehr. Da ja nichts / Mir je fehlen kann, vorausgesetzt / Ich selber fehle.“ Nach Braschs Tod fand ich unter seinen Texten einen, der Brecht nah war: „Schließ die Tür und begreife / daß niemandem etwas fehlt, / wenn du fehlst...“ Ein paar Tage nach dem Krankenhausbesuch blickte er wieder aus seinem Fenster am Schiffbauerdamm. Als ein Freund sagte: „Der lebt nicht mehr lange“, glaubte ich ihm nicht. Braschs Rückkehr an den Schiffbauerdamm war auch die Rückkehr zu seinen biographischen, damit mythologischen Wurzeln. Das Berliner Ensemble war für ihn das Theater „Helli(s)“ (Helene Weigel), die ihn nach seiner Freilassung aus dem Zuchthaus im Brecht-Archiv beschäftigt hatte, es war auch das Theater, in dem Katharina Thalbach spielte. Wenn in jenem, wie in anderen Sommern, die sich allmählich rot färbende Sonne am späten Nachmittag in den gegenüberliegenden Fenstern spiegelte, ahnte man jenes Berlin, das Brasch beschrieben hatte. Er ist auch der Dichter des mythologischen Ost-Berlins der sechziger, siebziger Jahre einer Vergangenheit, in der es noch Zukunft gab. Ich erinnere ein Gespräch, in warmes Nachmittagslicht getaucht, als sich sein Hass auf den „alten Nazi Minetti“ entlud. Seine jüdischen Wurzeln waren mindestens in der

Gegenbewegung spürbar: Auf Antisemitismus reagierte Brasch empfindlich. Eine lang geplante Reise nach Tel Aviv, wo eine Retrospektive seiner Filme vorbereitet war, zu der Einladung und Flugtickets bereit lagen, sagte er kurzfristig ab. Der „jüdische Weltprinz“ fuhr nie in das uneigentliche Land seiner Väter. Vielleicht hatte er Angst davor, erkennen zu müssen, wie viel das Judentum mit ihm zu tun hatte. Als Klaus Pohl ihn mit einem Fotografen aufsuchte, um für den STERN eine Reportage zu schreiben, kam es aus nichtigem Anlass zu einer Auseinandersetzung, in deren Folge Brasch beide hinauswarf, einen siebenarmigen Leuchter ins Fenster stellte, daneben Stellung bezog mit Blick auf den Schiffbauerdamm und den Hinausgeworfenen Satzketten, in denen „Auschwitz“ und „Gas“ vorkamen, hinterherschrillte. Gemeinsam wollten wir eine Veranstaltung zu dem Brunke-Konvolut im Berliner Ensemble machen. BRUNKE, zugleich endlos fortgeschriebenes Tagebuch einer Krankheit und Suche nach dem toten Bruder die Initialen verweisen auf Klaus Brasch war das Herzens/Schmerzenskind der letzten Jahre. Seine Überlegungen pendelten je nach Drogenpegel zwischen kleiner bescheidener Lesung und 7-Tage-Act mit Jack Nickolson, Marla Glen und Tony Curtis. Schließlich trafen sich eines Nachmittags Berliner Schauspieler aus verschiedenen Kontexten, die mitwirken sollten und wollten, im Foyer des Berliner Ensembles. Es wurde eine sich endlos hinziehende Veranstaltung, die eigentlich ein nicht endender Monolog Braschs war, dem ich mich irgendwann entzog. Stunden später tauchte er in der Intendanz auf, stellte neue Forderungen. Brasch stand im Zimmer der Weigel jetzt, dank Peymann, den er gern Payman nannte, ein Mausoleum als ich ihm sagte, dass wir seine Forderungen nicht erfüllen können. Seine Stirnader schwoh an, seine Fäuste pendelten in die Haltung des Boxers, die Stimme wurde rauh von Aggressivität. Die Schlägerei fand nicht statt. Funkstille für Monate. Brasch war so wenig nachtragend wie ich. Irgendwann trafen wir uns wieder im „Ganymed“, sprachen über Arbeit. Brasch war ungeheuer offen, man konnte mit ihm über die Stücke, die man gerade vorbereitete, reden, über Texte, die er schrieb. Es war ein belebendes, sprunghaftes Denken, geprägt von den gebildeten jüdischen Re-Emigranten und dem Rock 'n' Roll Bob Dylans und der Rolling Stones. Mich an ihn erinnernd, bemerke ich das Unangemessene, sich in eine fremde Biographie einzuschreiben, die nachträgliche Simulation einer Nähe, die es nicht gab. Brasch hatte wenige Freunde, vielleicht nur Frauen. Momente, in denen er schwach sein konnte und nicht den Mann in der Männergesellschaft zeigen musste, waren selten, vielleicht Reflex auf die prägende männerbündische Seite der Kadettenanstalt. Seine Frauengeschichten, wie der Zigarettenwahn, waren eine Versicherung, dass das Herz noch schlägt solange man den Schmerz in der Lunge, einen Kuss spürt, lebt man noch in dem sich langsam hinziehenden Tod.

Brasch setzte seine in der DDR durch seinen antifaschistischen Vater geschützte Biographie immer wieder Gefährdungen aus. Vom Protest gegen den Einmarsch des Warschauer Pakts, gegen die Ausbürgerung Biermanns, vom Eklat bei der Verleihung des Bayerischen Filmpreises führte eine gerade zerstörerische Linie zu Alkohol und Drogen. Brasch lebte das Leben einer Zwischengeneration, betrogen um den Krieg und das Pathos des Aufbaus, aber wesentlich geprägt von beiden. Er suchte die Reibung, den Kontakt, der für ihn als ehemaligen Boxer auch der Faustschlag sein konnte. Das letzte Mal sprach ich ihn aus einer indischen Telefonzelle: „Lass uns reden, wenn du zurückkommst.“ Die Rechnung über dieses Gespräch mit seiner Handy-Nummer gehört zu meinen Brasch-Reliquien, wie das Buch DER SCHÖNE 27. SEPTEMBER, in dem die Widmung in das Papier eingekratzt ist eine Klammer verweist auf die Zeilen: Unterm Pflaster seufzt und stöhnt Totes das sich nicht gewöhnt an den Tod Und drüber fährt feiges Volk das sich nicht kehrt weiter taub und blind und stumm Staat macht Angst und Angst macht dumm: In meinem Telefonbuch, angelegt vor fünf Jahren, mehren sich die Namen derer, die man durch einen Anruf in dieser Welt nicht mehr erreichen kann. Vereinzelt und versprengt stirbt jeder für sich allein KEINER IST HALTBAR GEBAUT. Lichtlos in der Nacht die Fenster über dem „Ganymed“ am Bahnhof Friedrichstraße, des Tags graue Höhlen. WIE ES BLEIBT IST ES NICHT.